

Vater und Sohn

Zum Geheimnis der Heiligen Dreifaltigkeit

Von August Brünner SJ, München

„Der Vater liebt den Sohn und zeigt ihm alles, was er selbst tut“. Mit diesen Worten beschreibt der Herr im Johannesevangelium (Joh 5,20) die Beziehung zwischen sich und dem himmlischen Vater. Es ist ein schlichtes Bild, voll wunderbarer Vertrautheit und Menschlichkeit. Doch gerade dieses Bild und die weiteren Aussagen über Vater und Sohn, die sich in dem gleichen Kreis des Gewöhnlichen und immer wieder uns Begegnenden halten, sollen uns nach der Absicht Christi durch seine Menschheit hindurch einführen in das innere Leben Gottes.

Denken wir also zunächst an das Verhältnis eines irdischen Vaters zu seinem Sohn in den verschiedenen Lebenslagen, so, wie es damals war, als Familienleben und Berufsanstrengung sich nicht, wie meist heute, an verschiedenen Stätten abspielten, sondern in einem bäuerlichen oder handwerklichen Betrieb eine Einheit bildeten. Solche Verhältnisse standen den ersten Hörern des Jesus-Wortes ja vor Augen. Selbst die höhere Bildung empfing der Sohn reicher Eltern gewöhnlich im Hause. In der Familie wuchs er auch in seine zukünftige Aufgabe im öffentlichen Leben hinein, indem er das Wirken seines Vaters Tag um Tag mit ansah und die Gespräche darüber anhörte.

Der irdische Vater ...

Zur Kennzeichnung seines himmlischen Vaters knüpft also der Herr an das Bild eines irdischen Vaters an, der seinen jungen Sohn anleitet, ihm zeigt, wie man es macht, wie man mit den Dingen richtig und sachgemäß umgeht, wie man auch mit schwierigen Aufgaben zurechtkommt. Der Vater vermittelt dem Sohn sein eigenes Wissen und Können, und darin den großen Schatz der Erfahrung, den die Vergangenheit der Gegenwart überliefert hat. Diese Vergangenheit steht dem Sohn im Vater gegenüber und ist ihm durch den Vater zu eigen geworden. Was in seiner kleinen oder großen Welt bis jetzt geschah, was sich an Weisheit im Verkehr mit den Menschen und an Können im Umgang mit den Dingen angesammelt hat, das gab der Vater seinem Sohn, neidlos und ohne Vorbehalt. So ist dieser fähig geworden, das Leben nun selbst zu führen, selbstständig und doch als der Sohn seines Vaters, als der er zu dem geworden ist, was er ist.

Denn nicht einem Fremden hat der Vater sein Bestes übergeben. Es ist sein Sohn, Fleisch von seinem Fleisch. Vom Vater hat der Sohn den Ursprung, hat er das Leben. Voller Stolz, aber auch voller Staunen blickt der Vater auf seinen Sohn; es ist ein unausdenkbares Wunder, daß er sich selbst in ihm als einen anderen erblickt, sein Ebenbild, in dem er sich wiedererkennt, und das doch eigenes Leben und selbständige Entschlußkraft besitzt. Alles ist gleich und doch wieder neu und einmalig. Es ist, als ob sein eigenes Dasein im Sohn sich über sich hinaus erstrecke in jene Zukunft, da

er selbst nicht mehr in dieser Welt sein wird. Denn der Sohn wird das Werk weiterführen; er wird zur Erfüllung bringen, was der Vater nicht mehr erreichen konnte. Durch ihn wird der Vater das sein, was er in den Tagen der eigenen Jugend als Krönung seines Lebens vor sich sah und was er dann doch nicht ins Werk setzen konnte.

So steht diese seine eigene Jugend mit ihren unerschöpflichen Möglichkeiten im Sohn leibhaftig vor ihm. Dieser ist seine Hoffnung. Dieses frische, junge Leben, das all seine Möglichkeiten noch vor sich hat wie der blühende Baum in der Frühe des Jahres, ist seine eigene Zukunft. So hat es der Vater schon von Anfang an empfunden, als er dem Sohn die noch ungelenke Hand führte. Nicht im eigenen Leben allein rundet sich sein Dasein, das spürt er; sondern das Leben dieses Sohnes gehört als Versprechen, als Hoffnung, als einstige Erfüllung nicht weniger zu ihm selbst. Und doch ist das Leben des Sohnes zugleich wieder ein Anfang, ein Neues, das zuvor nicht da war, und darin ihm gleich und ebenbürtig.

Darum umschließt ein unsagbares Band der Liebe diese beiden Hände, diese beiden Schicksale zu einer unverbrüchlichen Einheit. Es ist eine starke, männliche Liebe, still und selbstverständlich, ohne viele Worte. Erst durch solche Liebe vollendet sich die Vaterschaft des Vaters. In seinem Sohn kommt er zu sich selbst und geht zugleich über sich hinaus. In ihm erlebt er jetzt schon die Zukunft, sieht er sich weiterwirken hinab den unüberschaubaren, weiten Gang der Jahrhunderte. Wenn einst sein Besitz als Erbe an den Sohn übergeht, so gerät er wohl in andere, aber nicht in fremde Hände.

... und sein Sohn

Der Sohn aber schaut auf zum Vater. Dieser verkörpert für ihn alles Wissen und alles Können. Seine Weisheit weiß Rat in jeder Lage; seine Kraft bringt Hilfe in jeder Not. Im Blick auf den Vater wächst der Sohn zu sich selbst heran, nimmt er Besitz von der Welt. Vom Vater lernt er, was not tut, um das Leben stark und groß zu führen. Unwillkürlich auf ihn und sein Tun schauend, liest er alle lebensnotwendigen Fertigkeiten von dessen Händen ab. Der Vater war und ist das Ideal, dem der Sohn wie selbstverständlich und ohne nachzudenken zustrebt. Wie der Vater im Sohn seine eigenen Möglichkeiten gespiegelt sieht, so erschaut sich der Sohn im Vater als den, der er einmal sein will und sein wird. In ihm zeichnet sich die eigene künftige Idealgestalt ab. Alle eigenen Möglichkeiten erscheinen ihm durch den Vater: er will einmal auch so groß, so erwachsen, so tatkräftig und erfolgreich sein wie jener. Er ist stolz, einen solchen Vater zu besitzen, den einzigen und unvergleichlichen, neben dem es keinen zweiten gibt; stolz auch, wenn er an seiner Arbeit schon teilnehmen darf und glauben kann, er sei bereits eine Hilfe für ihn.

Das ist seine wortlose Antwort auf die Liebe des Vaters. Von dieser weiß er sich umhüllt und in ihr sicher geborgen. Ohne diese vertrauende Zuversicht vermöchte das schwache Menschenkind die ersten Schritte hinaus in die gefährliche Welt nicht zu wagen. Aber im Blick auf den Vater weiß der Sohn, daß das Leben sich meistern läßt. Wie der Vater durch sein Schenken sich als Vater vollendet, so der Sohn als Sohn durch sein Empfangen und durch seine Bereitschaft, das Werk des Vaters zu

übernehmen und in seinem Geiste weiterzuführen. Denn alles, was er ist und je werden kann, gründet in seinem Dasein. Dieses aber hat ihm der Vater geschenkt. Als Einheit treten beide der Welt gegenüber. Ihre Ehre ist nur eine; vom Vater erstrahlt sie auf den Sohn, von diesem zurück auf den Vater. Im Sohn wird der Vater, im Vater der Sohn mitbetroffen. Wenn sie zusammen durch die Felder gehen, auf denen die Ernte heranreift, wenn Vater und Sohn in der Werkstatt zusammen an der Arbeit sind, dann ist das ihre gemeinsame Sache und in ihr gehören sie unverbrüchlich zusammen, im Gleichklang ihrer Herzen. Nicht Zwang, nicht Eigennutz verbindet sie, sondern das tiefste, wenn auch unausgesprochene und nicht in Worte zu fassende Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, des einen Schicksals, der Verbundenheit im Sein. Gegenseitig sich erfüllend, sich bestätigend, begegnen sie sich wie Vergangenheit und Zukunft in der einen vollendeten Gegenwart; sind sie, was sie sind, durch-einander, mit-einander und für-einander. In solchen Augenblicken erfahren sie ihre Gemeinsamkeit als grundlegend, als das, woraus sie leben. Und sie könnten sagen: Was mein ist, ist auch dein; und was dir gehört, besitze ich auch.

Das ewige Urbild

Es ist ergreifend, daß der Herr das letzte Geheimnis der Gottheit, des inneren Lebens und der ureigensten Haltung des unendlichen Daseins durch das schlichte und alltägliche Verhältnis zwischen einem echten menschlichen Vater und seinem Sohn veranschaulichen wollte. Nicht nach hohen und außergewöhnlichen Worten, nicht zu überwältigenden und seltsamen Ereignissen griff er, um das Tiefste, sozusagen die Herzmitte des glühenden und wogenden göttlichen Lebens uns in etwa nahezubringen, sondern zu diesem Schlichten und Gewöhnlichen, das wir jeden Tag vor uns haben, von dessen Sinn und Fülle jede Generation noch irgend etwas an sich selbst erfährt. Und doch ist ein großer Unterschied zwischen seinem und unserem Sprechen von der unsagbaren Wirklichkeit des göttlichen Lebens. Denn er spricht nicht wie wir, aus weitem Abstand und ohne eigene Anschauung kindlich stammelnd, sondern als der, der am Herzen des Vaters ruht (Joh 1, 18). Es gibt also offenbar kein besseres Bild, keine weniger unvollkommene Andeutung des Unbegreiflichen als dieses Einfache und Unauffällige. Seitdem umstrahlt ein Abglanz des Göttlichen dieses menschliche Urverhältnis und muß uns mit Ehrfurcht und mit dem Bewußtsein hoher Verantwortung erfüllen. Es ist nicht auszumachen, was das Verhältnis zwischen Vater und Sohn durch die christliche Offenbarung an Zartheit und Innigkeit gewonnen hat. Wir wissen nunmehr: das Große, das Herrliche und Vollendende ist nicht im Auffallenden und Blendenden zu suchen, sondern in der angestrebten Vollendung und Erfüllung des Schlicht-Menschlichen. Denn gerade dieses wurzelt in den Abgründen göttlichen Geheimnisses. Nur wenn wir den Aufgaben gerecht werden, welche diese allgemein menschlichen Beziehungen uns stellen, dürfen wir hoffen, Gott irgendwie ähnlich zu werden und selbst zur Erfüllung zu gelangen. Eine Lehre, die für unsere Zeit, die das echt Menschliche geringzuschätzen und zu übersehen in Gefahr ist, weil sie sich an den Sachen, an dem Hergestellten vergafft hat, besonders notwendig und heilsam ist.

Der Einziggeborene ...

Im Johannesevangelium steht der Sohn in übermenschlicher Größe vor uns, bis hinein in sein Leiden und seinen Tod. Nie in der Geschichte begegnen wir einem Menschen, der so voll, so abgerundet er selbst ist, der seine Wesensgestalt so bis zum Rande erfüllt. Er spricht aus Eigenem, nicht mit übernommenen Formeln, nicht das, was man in solchen Fällen allgemein sagt. Aus jedem Wort und jeder Tat leuchtet die Einmaligkeit und Ursprünglichkeit dieses Menschen überzeugend hervor. Dabei ist alles so ungewollt, so ohne Anstrengung und Aufwand, so selbstverständlich und so schlicht menschlich. Aber gerade dieser überragende Mensch, dieser unabhängige, furchtlos selbständige Mensch hat keinen anderen Ehrgeiz, als das zu tun, was der Vater ihm zeigt (Joh 6, 19), nur die Worte zu sprechen, die der Vater ihm zu sprechen aufgibt (Joh 12, 49). Er will sich keiner eigenen Lehre rühmen, nicht „von sich aus reden“ (Joh 7, 18), sondern die Lehre des Vaters vortragen (Joh 7, 16). Überhaupt kann und will er nichts aus sich, aus eigener Willkür tun (Joh 5, 30). Er lebt nicht für die eigene Ehre (Joh 8, 50) und ist nicht ängstlich darum besorgt, in allem und durch alles sich selbst bestätigt zu finden. Er lebt nur für die Ehre des Vaters und weiß in unverbrüchlichem Vertrauen das eigene Schicksal bei ihm aufgehoben.

Er wählt sich die Jünger nicht nach eigenem Gutdünken und eigenem Menschenurteil, das ihm vielleicht schon früh den unehrlichen Charakter eines Judas oder den übereilten und dann rasch zusammenbrechenden Mut eines Petrus enthüllt hatte, sondern nimmt die zu seinen Gefährten, die der Vater ihm gibt (Joh 17, 6). Auch erachtet er es nicht als sein gutes Vorrecht, unter diesen Gefährten die ersten Plätze im Reich Gottes zu verteilen, sondern läßt darüber den Vater bestimmen (Mt 20, 23).

Er will nichts anderes sein als der Blick, der unablässig auf den Vater gerichtet ist. Seine Hand wird gleichsam vom Vater geführt (Joh 5, 30, 20 f.). Auf ihn schaut er, wenn wir so sagen dürfen, mit ehrfürchtigem Stolz. Denn im Vater erscheint ihm die unendliche Fülle und der Glanz göttlicher Schönheit, so daß er sich jubelnd an sein Herz wirft, sich selbst vergessend (Mt 11, 25). Und wenn das Ende seines irdischen Lebens gekommen ist, dann röhmt er sich nicht seiner eigenen Leistungen, seiner Einsichten und mutigen Taten. Sein Lebenswerk will nur dies gewesen sein, das Werk vollendet zu haben, das ihm der Vater zu tun aufgetragen hatte, und so den Vater verherrlicht zu haben (Joh 17, 4 ff.). Denn er empfindet die Ehre des Vaters als seine eigene. Er ist nur Hingabe an den Vater, eins mit ihm in ununterbrochener Zwiesprache, in stetigem Gewäßtigsein seines Winkes (Joh 8, 29); aber nicht wie Knecht und Magd, die auf die Gnade und das Erbarmen ihres Herrn angewiesen sind (Ps 123 [122]), sondern aus der liebenden Verbundenheit des Einzigsten Sohnes. Aus dieser Verbundenheit lebt er; den Willen des Vaters zu tun, ist ihm so nötig, so unentbehrlich wie Speise und Trank (Joh 4, 34; 6, 38). Im Urteilen (Joh 5, 24) wie im Unternehmen (Joh 5, 12) mit dem Vater vollkommen einig, ist er es auch in seinem ganzen Sein. Er strebt nicht danach, sich dem Vater gegenüber als unabhängig, als ursprünglich zu behaupten und etwas zu können, was der Vater nicht vermag. Er kann und will nur besitzen, was auch des Vaters Eigentum ist; er

ist der Erbe (Hebr 1, 2; Röm 8, 17), und er *ist* nur als Erbe, als der, der alles (Mt 11, 27; Joh 16, 15) vom Vater erhält. Sein Ehrgeiz geht auf nichts anderes, als Bild, Darstellung und Abglanz des Vaters zu sein (Hebr 1, 3). Er ist das Wort, aber das Wort, das nur Wort ist; und da das Wort, soweit es Wort ist, den Sprechenden aussagt und offenbart, so ist er als das reine, ewige Wort das Ausgesprochensein des Vaters, dessen vollkommener Gegenüber. Als dieser ist er zugleich das Hören dieses Wortes durch das fraglose und wesenhafte Einvernehmen mit dem Vater (Joh 1, 1 ff.; 5, 30). So fallen hier das Wort und das Hören des Wortes, ohne das ein Wort sich nicht ganz als Wort verwirklicht, in eins zusammen. Kurz, als Person ist er nur Sohn und sonst nichts, nur vom Vater her und zum Vater hin (Joh 1, 1 ff.).

So innig und vollkommen ist dieser Sohn der Sohn seines Vaters, daß er ihn unvermindert widerspiegelt. Wer ihn sieht, sieht zugleich auch den Vater (Joh 14, 9). So muß es sein. Sohn besagt ja wesentlich Hinweis auf den Vater, ohne den niemand Sohn wäre, ohne den dieser Sohn, der nur Sohn ist, nichts wäre. So kann er nur bestehen als die vollkommene Darstellung des Vaters, als die lebendige Familienähnlichkeit. Wer nicht den Vater in ihm und durch ihn sieht, der hat ihn auch nicht als Sohn erkannt und ihn darum vollständig verkannt (Joh 8, 19, 42; 15, 23; 16, 3). Denn neben dem Sohnsein bleibt ihm nichts, wie der Vater nur ist als der Vater dieses Sohnes.

Gerade dadurch aber ist er er selbst, diese überragende, unvergleichliche Selbstständigkeit, die durch seine Menschheit durchleuchtet, diese einmalige und unübertreffliche Geschlossenheit und Unabhängigkeit, ist er vollendet das, was wir Person nennen. Und er ist es ohne Anstrengung, ja ohne Absicht, gleichsam nebenher als Ausfluß seiner Hingabe an den Vater. Sein als Bezug auf den Ursprung, Selbstständigkeit in der Vollendung der Hingabe, Einmaligkeit und Neuheit als Abbild, dies scheinbar Widersprechende liegt beschlossen in dem, der nichts ist als Sohn, der ewige Sohn dessen, der nur Vater ist. In der irdischen Sohnschaft leuchtet ein fernes und oft verzerrtes Abbild dieser reinen Sohnschaft auf; denn nirgendwo vereinen sich wie hier Sein von einem andern her und Selbstständigkeit, Empfangen und eigener Besitz, Ursprung von einem andern und Selbstsein.

. . . und sein Vater

In Gott geschieht also im Glanz vollkommener Reinheit ewig dieses Wunder, das der irdische Vater an seinem Sohn erlebt, Ursprung zu sein eines andern, der doch nur Abglanz ist, das Staunen über die Wiederholung in einem Neuen und Selbständigen, die jubelnde Bejahung des Sohnes als Sohn, die selbstlose Anerkennung seines Eigenseins in Selbstständigkeit, obschon man ihm alles gegeben, der Jubel über dieses Unsagbare: „Dieser ist mein vielgeliebter Sohn!“ (Mt 3, 17; 17, 5; 2 Petr 1, 17). Der Vater ist Urquell, der nur besteht als Überfließen, Besitzender nur als der alles Verschenkende, ewiger Anfang in der neidlosen Anerkennung der Ebenbürtigkeit seines Sohnes. Er ist Vater und sonst nichts, aber Vater als die Fülle und mehr als Fülle dessen, was dieses Wort besagt.

Hier ist der Vater, der sich nichts vorbehält; der nicht meint, nur dadurch Vater seines Sohnes zu bleiben, daß er etwas vor ihm verbirgt, um etwas vor ihm voraus-

zuhaben. Er zeigt ihm alles, was er tut (Joh 5,20; Mt 11,27). Zeigen, das bedeutet Anruf zum Mittun, aber bei Wahrung der Selbständigkeit. Das Eingehen auf den Anruf erfolgt aus eigener Freiheit; es vollzieht sich in einer Atmosphäre der Vertrautheit, der Anerkennung und des Miteinander. Alles Tun des Vaters ist Zusammenwirken mit dem Sohn (Joh 5,19). Tote zu erwecken und Leben zu spenden, jene Taten, die immer und überall als das unveräußerliche Vorrecht der Gottheit galten, teilt er dem Sohn mit (Joh 5,21). Ja er gibt ihm die göttliche Lebendigkeit, im Alten Bund das Zeichen des wahren Gottes, so zu eigen, daß der Sohn wie der Vater das Leben in sich selbst, für sich zu eigen hat (Joh 5,26). Er tritt für den Sohn wie für sich selbst durch Zeugnis und Wundertaten ein (Joh 5,36). Alle sollen den Sohn ebenso ehren wie sie den Vater ehren; ja sie sollen nicht meinen, ihn besser zu ehren, wenn sie dem Sohn weniger geben als ihm (5,23); denn im Sohn beleidigen sie den Vater. Der Vater nimmt sich der Anliegen seines Sohnes so an als wären es seine eigenen, so daß der Sohn, von der Sorge um sich gleichsam ledig, sich ungeteilt der Sache des Vaters widmen kann. Das Vertrauen des Vaters auf die Gesinnung des Sohnes ist so tief und so ohne jeden zweifelnden Vorbehalt, daß er ihm das Gericht über die Welt ganz überläßt, wissend, daß der Sohn aus dem Geist urteilt, den er vom Vater empfangen hat; darum wird das Urteil genau so ausfallen, als hätte er es selbst gefällt (Joh 5,30). Sogar die Macht, die Gottheit weiterzuschenken, teilt er dem Sohne mit (Joh 16,14), der nun, als Empfänger schenkend, mit dem als Ursprung schenkenden Vater den Heiligen Geist aussendet, das Empfangen in Person, die selbstlose Anerkennung der Schenkenden, die jubelnde Wendung durch den Sohn zurück zum Vater, so daß sich in diesem der heilige, der göttliche Flammenkreis ewigen Lebens beglückend schließt (Joh 15,26; 16,13 ff.).

Vater, Sohn und Geist sind für einander vollkommen durchsichtig, ohne dunklen Rest, ohne Vorbehalt, so wie die Liebe es erheischt und nur die umendliche Liebe es bewirkt. In diesem vertrauten Wissen um einander erfährt sich jede der göttlichen Personen in ihrer einmaligen Eigenart bestätigt und anerkannt. Daraus erhebt sich der ewige Jubel erfüllter Seligkeit. Denn was der Mensch vergebens erstrebt, weil es allein ihn seiner Einsamkeit entreißen könnte, und was er zugleich nicht ertrüge, weil es ihn bloßstellte, das ist hier ewige, erfüllte Wirklichkeit, daß Selbstbewußtsein und Sein für andere sich vollkommen decken und nur durch-einander bestehen. Das läßt keinen Platz, weder für einsame Verlorenheit noch für entwürdigende Preisgabe; denn Vertrauen und Offenheit entsprechen sich von allen Seiten aufs genaueste.

Dreifaltigkeit

Ein heiliges und inniges Mit- und Ineinander in reiner Geistigkeit, wodurch jede der drei Personen das ist, was sie ist: als diese Gemeinschaft hat sich Gott geoffenbart. Er hat dafür jenes menschliche Verhältnis von Vater und Sohn gewählt, das seinem Wesen nach Personen ähnlicher Art und größter Vertrautheit meint, mögen sich diese Wesenszüge im menschlichen Bereich auch oft genug nur verzerrt darstellen. Die göttlichen Personen sind unverwechselbar voneinander verschieden durch die Art, göttlich zu sein, die eine und selbige Göttlichkeit ursprünglich besitzend und

schenkend, oder sie empfangend und weitergebend, schließlich sie empfangend und durch den Sohn zum Vater zurückgebend. Hier stehen Schenken und Vermitteln und Empfangen, die großen und grundlegenden Verhaltensweisen von Personen, in ihrer Reinheit da. Hier ist die Gabe nur Gabe und sonst nichts, aber sie ist es in letzter Vollendung.

Schon im menschlichen Bereich unterscheidet sich die Gabe dadurch vom Lohn, daß man sich selbst mit der äußeren Gabe irgendwie mitschenkt. Während der Lohn als solcher keine persönlichen Bande knüpft, ist die Gabe nur dadurch und insoweit Gabe, als man sich selbst nicht vorenthält. Hier aber ist die Gabe nichts anderes als der Gebende und der Empfangende; sie ist eins mit dem Schenken, Vermitteln und Empfangen! Das Sein der göttlichen Personen geht in diesen personhaften Taten ganz auf. Darum besteht zwischen ihnen die Einheit der gleichen und einen Göttlichkeit; darum durchdringen sie sich in gegenseitiger Liebe bis zum Ursprung ihres Daseins. Zwischen Geschöpfen ist solches bis zum Ursprung des Seins reichendes und ihn umfassendes Schenken und Empfangen nicht möglich; denn sie haben ihren eigenen Ursprung ja nicht in ihrer Hand; er liegt immer vor all ihrem Tun. Darum bleiben sie auch in ihrer größten Liebe nicht nur zwei Personen, sondern zwei in ihrem Ursprung voneinander unabhängige und getrennte und darum zwei verschiedene Menschen artgleicher Natur. Ihre Liebe erreicht nie den Ursprung des anderen, weil sie den eigenen Ursprung nicht mitzuschenken imstande ist.

Hier hingegen ist jede Mitteilung liebende Hingabe ohne jeden Vorbehalt; keiner kann und will etwas für sich allein sein ohne die anderen. Darum sind hier Vaterschaft und Sohnschaft rein und vollendet; da ist Empfangen nicht minder groß als Geben. Und alle drei sind so füreinander und ineinander, wie ein irdischer Vater und sein Sohn, wenn sie zur höchsten Erfüllung ihres Wesens kämen, wie die menschliche Liebe, die in unaufhebbarer Zweiheit aus ihrem Wesen zum Einssein hinstrebt, es uns von ferne ahnen läßt. Alle drei sind gleich herrlich, gleich ewig, gleich göttlich in der Einheit ihrer glühenden Liebe, durch die sie ineinander, miteinander, füreinander leben als der Eine Gott.

Es ist darum nur ein anderer Ausdruck für das Vater-Sohn-Verhältnis, wenn Johannes schreibt: „Denn Gott ist Liebe“ (1 Joh 4, 8). Der Ursprung von allem und das Ziel, das uns ruft, ist das Füreinander in der Verschiedenheit, von dem das irdische Verhältnis von Vater und Sohn ein ferner, schwacher Abglanz ist. Das im Menschen meist so fragliche und oft so belastete und belastende Zueinander von Vätern und Söhnen: in Gott ist es vollkommen, beglückend und ewig gelöst. Der Sohn ruht ewig an der Brust des Vaters (Joh 1, 18), und beide vereint ein heiliger Geist ungetrübten Einverständnisses, zartester Anerkennung und selbstlosen Freigebens zu eigener Selbständigkeit, die wiederum dem ungestörten Einklang in Erkennen und Wollen keinen Abtrag tut, sondern ihm erst das Beseligende verleiht. Die Einheit Gottes ist nicht Untergang aller Unterschiede in der Nacht der Bewußtlosigkeit, sondern die lichte Durchsichtigkeit und anerkennende Durchdringung, das vollkommene Sichneinsetzen untereinander bis ins Allerletzte durch die Liebe (Joh 17, 21, 10). Was die irdische Liebe erstrebt und doch nie erreicht, vollkommen eins zu werden bei ungeminderter, ja gesteigerter Zweiheit, als zwei doch nur eins

zu sein in einem Leben von einem gemeinsamen geistigen Mittelpunkt aus, das ist hier ewige, unendliche Wirklichkeit.

Eine Wirklichkeit, die naturhaft und geschichtlich zugleich ist und darum beide Arten, zu sein, unendlich übersteigt. Denn einerseits macht es das *Wesen* Gottes aus, Liebe zwischen den drei Personen zu sein: „Gott ist Liebe“ (1 Joh 4, 8), anderseits ist diese Liebe zugleich frei, *personhaft*, nicht auferlegt wie den Geschöpfen ihre Natur. Ja sie ist so frei und so personhaft, daß in diesen ihren Beziehungen die drei Personen wesen. Für dieses unendliche Geheimnis ist darum gerade das Verhältnis zwischen Vater und Sohn eine gute, wenn auch unvollkommene Darstellung. Denn dieses ist zunächst naturhaft, wird aber durch die geistigen Beziehungen, die sich darauf aufbauen, vom Geschichtlichen durchdrungen und verwandelt. Wie weit ein Vater wirklich die Vaterschaft, ein Sohn die Sohnschaft verwirklicht, hängt weniger von der naturhaften Grundlage als von dem persönlichen freien Bemühen der beiden ab; sie gestalten frei ihr gegenseitiges Verhältnis und werden daran selbst zu dem, was sie als Menschen sind.

Wenn aber das die Welt und unser Schicksal trägt, Väterlichkeit, Sohnschaft und verbindender Geist, reines Schenken, empfangendes Weitergeben und reines Empfangen, also die grundlegenden Verhaltensweisen des personhaften Seins¹, dann müssen auch für uns als personhaft Seiende diese Verhaltensweisen der Weg zur Vollendung ein. Das Ziel ist nicht die Verschmelzung mit irgendeinem unbewußten Absoluten, nicht der Rückfall ins Nichts. Darum ist auch der Weg zum Ziel nicht das Gewährenlassen des Unterpersönlichen in uns, sondern die Übung der Selbstlosigkeit, die zu schenken wie zu empfangen weiß, die nur durch die Anerkennung der anderen sich selbst vollendet und darin auch die Angst um sich selbst überwindet. Nicht zufällig ist selbstlose Nächstenliebe die höchste Tugend, die allem andern den Wert verleiht und ohne die alles Getue nur wie eine hohltönende Schelle ist (1 Kor 13). Nur in der Gesinnung der schenkenden Selbstlosigkeit kommen wir ins Einvernehmen mit Gott, der Vater, Sohn und Heiliger Geist ist, nehmen wir die Haltung ein, die das Wesen, das Herz Gottes ausmacht, und werden wir uns heimisch fühlen können, wenn wir in diesen Strom der Liebe eintreten dürfen. Vater und Sohn, das ist Geöffnetsein füreinander. Nur im Empfangen und Schenken, im Empfangen zuerst — denn zuerst sind wir Söhne und bleiben es ewig Gott gegenüber — werden wir wahre Menschen. Der in sich verschlossene und sich verweigernde Mensch verfehlt sich selbst. Er würde ja sogar das himmlische Leben, das selbstlos liebende Gemeinschaft mit diesen göttlichen Personen und durch sie mit den Erwählten ist, als eine empörende Zumutung empfinden; denn ihm wäre, als müßte er sich selbst aufgeben, und voller Angst würde er davor zurückweichen in die eisige Einsamkeit und in den Selbstverlust der Hölle. Wer aber durch den Geist die Sohnschaft empfangen hat und aus ihrer Haltung lebt, als ein immerwährendes Schauen auf den Vater und ein liebendes Verlangen, seine Sinnesart zu hegen und seinen Willen zu tun, der wird als Sohn auch die unendliche Väterlichkeit dieses Vaters erfahren und sich darin beglückt zu Hause und geborgen fühlen für alle Ewigkeit.

¹ A. Brunner, *Glaube und Erkenntnis*. München 1951. Kap. 3: Offenbarung und Glaube als Geben und Empfangen.